

PAUL
THEROUX

Tief im Süden

*Reise durch ein anderes Amerika
Mit Fotos von Steve McCurry*



Hoffmann und Campe



PAUL
THEROUX

Tief im Süden

*Reise durch ein anderes Amerika
Mit Fotos von Steve McCurry*



Hoffmann und Campe





Paul Theroux

Tief im Süden

Reise durch ein anderes Amerika

Hoffmann und Campe

*Dem Andenken von George Davis (1941-2013) aus
Medford, Massachusetts, gewidmet - Sportler,
Reisender, Lehrer, Bürgerrechtler, unbesungener
Held des »Bloody Sunday« von Selma - in
Dankbarkeit für fünfzig Jahre Freundschaft
»Wir dachten, wir wären allein und könnten nichts
ausrichten. Aber was passierte mit der Bewegung?
Wir trafen uns in Gruppen. Es war eine wunderbare
Sache.«*

Auf den roten Lehmstraßen im afrikanischen Busch, unter armen und missachteten Menschen, musste ich oft an die Mittellosen in Amerika denken, die genauso lebten - in prekären Verhältnissen, im Hinterland des Tiefen Südens, mit ärmlichen Farmen, elenden Dörfern, einfachen Unterständen für Schafe und mit Mühlen. Diese Menschen kannte ich - genau wie anfangs die Afrikaner - nur aus Büchern, und es fühlte sich an wie ein heimatlicher Gruß.

Paul Theroux, *The Last Train to Zona Verde - My Ultimate African Safari (2013)*

In diesem ungereimten, unklassifizierbaren Buche meiner Wanderungen bricht zwar der Faden der Geschichten und Betrachtungen nicht ab, aber er verwickelt sich manchmal in einer Weise, dass er sich, wie ich wohl sehe und fühle, in dem wirren Gewebe nur mit großer Geduld unterscheiden und verfolgen lässt.

Almeida Garrett, *Der Mönch von Santarem oder Wanderungen in meinem Vaterlande (Lissabon 1846)*





Teil I

Herbst

»Hier landet man nicht zufällig«

»Der Fremde erfüllet das Auge.«

Arabisches Sprichwort

(Zitiert bei Richard Francis Burton,

First Footsteps in East Africa)

Sei behütet

An einem heißen Sonntagmorgen in Tuscaloosa, Alabama, auf einem Motel-Parkplatz. Ich saß in meinem Auto und studierte einen Stadtplan, um eine bestimmte Kirche ausfindig zu machen. Das hatte weder religiöse noch voyeuristische Gründe. Vielmehr erhoffte ich mir dort Musik und gute Laune, mitreißende Gospels und eine feierliche Stimmung. Und vielleicht auch Freundschaft.

Ich schlug mit dem Handrücken auf den Plan und sah wahrscheinlich einigermaßen konfus aus.

»Verfahren, Baby?«

Nach einer dreitägigen Autofahrt vom heimatlichen New England aus war ich in einer anderen Welt angekommen – in den warmen und grünen Staaten des »Tiefen Südens«. Ich hatte immer große Sehnsucht gehabt nach einer Reise in diese Region, wo »das Vergangene nicht tot« ist, wie ein berühmter Mann einmal gesagt hat, und »nicht einmal vergangen«. Ein paar Wochen später saß ich in einem Barbershop in Greensboro, ließ mir die Haare schneiden und unterhielt mich dabei mit dem schwarzen Friseur über die aktuellen Rassenunruhen. Lachend sagte er zu mir: »Die Geschichte ist lebendig und direkt vor der Haustür.« Das klang fast wie das Zitat dieses Schriftstellers, von dem er garantiert noch nie etwas gehört oder gelesen hatte.

Im Süden ist eine Kirche das pulsierende Herz des Viertels. Sie fungiert als Sozialzentrum, Glaubensanker, Leuchtturm, Konzerthalle und Versammlungsort, wo man vieles bekommt: Hoffnung, Rat, Fürsorge, menschliche Wärme, Gemeinschaft, Melodien, Harmonie und etwas zu essen. In manchen Kirchen gehören auch Schlangen-Rituale, Fußwaschungen und Zungenrede dazu. Letzteres ist eine Form des Gebets, die sich gelegentlich so anhört, als ob jemand unter der Dusche steht und gurgelnd vor sich hin plappert.

Die Armut ist in diesen Kirchen auffallend gut gekleidet, und alle sind ausgesprochen offen und zugänglich. Ein Gottesdienst im Süden ist ein imposantes und eindrucksvolles kulturelles Ereignis, das sich durchaus mit einem College-Footballspiel oder einer Waffenmesse vergleichen lässt. Und es gibt viele davon. »An jeder Ecke gibt es eine Kirche«, sagt man hier. Wird eine Kirche zum Ziel einer Gewalttat – gerade jährte sich zum fünfzigsten Mal der Bombenanschlag auf die 16th Street Baptist Church in Birmingham, Alabama, bei dem vier kleine Mädchen ums Leben kamen –, wird einer Gemeinde förmlich das Herz aus dem Leib gerissen, und die Menschen versinken in Kummer und Leid.

»Verfahren?«

Sie sprach so sanft und leise, dass ich zunächst gar nicht bemerkte, dass sie mich meinte. Es war die Frau im Wagen direkt neben mir, einem ausgebleichenen Viertürer mit einer völlig verbeulten und rissigen hinteren Stoßstange. Sie

trank Kaffee aus einem Pappbecher und hatte die Tür geöffnet, um frische Luft ins Fahrzeuginnere zu lassen. Sie war schätzungsweise Ende vierzig, hatte blaugraue Augen und war in auffallendem Kontrast zu ihrem armseligen Auto geradezu vornehm in schwarzer Seide mit Spitzenärmeln gekleidet. An einer Schulter prangte eine große Blume, und auf dem Kopf trug sie einen weißen Hut mit Schleier, den sie elegant mit dem Handrücken ein Stück anhob, wenn sie den Kaffeebecher an ihren hübschen Mund führte, der am Rand einen dunkelroten Lippenstiftabdruck hinterließ.

Ich sagte ihr, dass ich hier fremd sei.

»Fremde gibt's hier nicht, Baby«, antwortete sie und lächelte mich an. Neckisch, dachte ich, und hier im Süden dachte ich dieses Wort ganz ironiefrei. »Ich bin Lucille.«

Ich stellte mich vor und teilte ihr mit, wo ich hinwollte: zur Cornerstone Full Gospel Baptist Church im Brooksdale Drive.

Umgehend ließ sie mich wissen, dass es zwar nicht ihre Kirche sei, sie diese jedoch kenne. Nachdem sie mir den Namen des Pastors, Bishop Earnest Palmer, genannt hatte, begann sie mir den Weg zu beschreiben und sagte dann:

»Wissen Sie, was?«

Mit einer Hand hielt sie ihren Schleier hoch und starrte konzentriert auf den Rand ihres Kaffeebechers. Nach einer Weile trank sie den letzten Schluck aus, während ich darauf wartete, dass sie weitersprach.

»Ist doch viel einfacher, wenn ich Sie hinbringe«, teilte sie mir mit und leckte sich dann mit der Zungenspitze

einen Rest Milchschaum von der Oberlippe. »Ich treffe mich erst in einer Stunde mit meiner Tochter. Folgen Sie mir einfach, Mr Paul.«

Ich heftete mich also an die verbeulte Heckstoßstange ihres Kleinwagens und fuhr etwa drei Meilen weit hinter ihr her. Immer wieder bogen wir unerwartet irgendwo ab, fuhren in Wohnsiedlungen mit niedrigen Bungalows hinein und kurz darauf wieder heraus. Im vorigen Jahr hatte hier ein katastrophaler Tornado gewütet, und die Folgen waren immer noch unübersehbar. Inmitten dieser geschundenen Umgebung tauchte in einer Vorortstraße der Kirchturm auf. Lucille fuhr langsamer, zeigte darauf und winkte mich dann weiter.

Als ich an ihr vorbeifuhr, um auf den Parkplatz einzubiegen, bedankte ich mich bei ihr, woraufhin sie mir ein bezauberndes Lächeln schenkte und mir zurief: »*Blessed*.« Sei behütet.

Das schien im Tiefen Süden die bestimmende Grundhaltung zu sein: Freundlichkeit, Großzügigkeit, andere willkommen zu heißen. Auf meinen Reisen in aller Welt war mir dies häufig begegnet, aber hier war es so allgegenwärtig, dass ich gar nicht genug davon bekommen konnte – weil das Wohlwollen sich anfühlte wie eine Umarmung. Obgleich das Lebensgefühl im Süden auch stets einen gewissen düsteren Unterton hat, der in vielen Interaktionen mitschwingt. Aber es dauert geraume Zeit, bis man ihn wahrnimmt, und noch viel länger braucht man, um ihn zu verstehen.

Gelegentlich wurde mir die Zeit auch lang, doch Begegnungen wie jene mit Lucille gaben mir immer wieder neuen Mut, tiefer vorzudringen in den Süden, zu abgelegenen Kirchen, wie The Cornerstone Full Gospel, oder zu Orten, die so klein waren, dass man sie auf manchen Karten gar nicht fand. Orte, in denen man nicht zufällig landete – oder wie man hier sagte: »*You gotta be going there to get there.*«

Nachdem ich eine Weile im Tiefen Süden unterwegs gewesen war, fand ich großen Gefallen an der Gewohnheit, einander zu grüßen – das freundliche »Hallo« von Passanten und die liebevollen Kosenamen wie *Baby, Honey, Babe, Buddy, Dear, Boss* und nicht selten auch *Sir*. Ich mochte Floskeln wie: »*What's going on, Bubba?*« – Was läuft? Oder: »*How ya'll doin'?*« – Wie geht's denn so? Oder wenn man auf der Post oder in Geschäften mit einem freundlichen Lächeln empfangen wurde. Immer wieder sagten Schwarze »Mr Paul« zu mir, nachdem ich mich mit meinem vollständigen Namen vorgestellt hatte (was möglicherweise ein Überbleibsel aus den Zeiten der Sklaverei war, lautete eine Erklärung). Es ging hier gänzlich anders zu als im Norden – oder sonst irgendwo auf der Welt, wo ich auf meinen Reisen gewesen war. Als »*raging politeness*« wird diese auffallende Freundlichkeit gelegentlich bezeichnet, als »Höflichkeitshysterie«, aber selbst wenn sie als aufgesetzt empfunden wird, ist sie doch auf jeden Fall angenehmer als der eisige oder abgewandte

Blick und die brüsk-abweisende Art, wie ich es aus New England gewohnt war.

Die wichtigste Beziehung eines Menschen, so schrieb Henry James einmal über das Reisen in Amerika, sei die Beziehung zu seinem Heimatland. Nachdem ich schon viel in der Welt herumgekommen war, plante ich – mit diesem Gedanken im Hinterkopf –, für den Herbst vor den Präsidentschaftswahlen 2012 zum ersten Mal eine ausgedehnte Reise in die Südstaaten zu unternehmen, um darüber zu schreiben. Doch kaum war ich zurück, wollte ich unbedingt noch einmal hin. Also fuhr ich im Winter erneut gen Süden – und im Frühjahr noch einmal, und im Sommer wieder. Da wusste ich, dass der Süden mich nicht loslässt – mal in einer wohligen Umarmung, mal in einer unerbittlichen Umklammerung.

Wendell Turley

Eine Woche oder länger vor der Begegnung mit Lucille hielt ich in einer dunklen Nacht – es war schon nach zehn – vor einem Minimarkt mit angeschlossener Tankstelle unweit der Kleinstadt Gadsden im Nordosten von Alabama.

»*Kin I he'p you?*«, fragte ein Mann vom Fenster seines Pickups aus. Er hatte diesen leicht beschwipsten und fragenden Tonfall, der typisch ist für den Tiefen Süden und der so schwerfällig und unbeholfen klang, dass es mich nicht gewundert hätte, wenn er im nächsten Moment volltrunken umgekippt wäre. Dabei war er einfach nur freundlich. Er öffnete die Tür seines seltsam dunkel angestrichenen Wagens und schluckte, nachdem er ausgestiegen war. Seine Unterlippe war feucht und hing leicht herunter. Er fügte hinzu: »*In inny way?*« Helfen, egal wie.

Ich sagte ihm, dass ich nach einer Unterkunft suchte.

Er hielt eine Bierdose in der Hand, die jedoch noch nicht geöffnet war. Er hatte graubraune Augen und Hängebacken und leichte Gleichgewichtsprobleme, obwohl er offensichtlich nüchtern war. Mein Anliegen ignorierte er einfach. Ich musste daran denken, dass die Reisegötter immer wieder dafür sorgten, dass man, wenn man nicht aufpasste, in schlimmen Stereotypen dachte. Und so war es

hier – denn ich sah vor mir einen Parade-Südstaatler, der sich mit seinem typischen, breiten Akzent zum einem kleinen Plausch anschickte.

»Ich erklär Ihnen mal was«, kündigte er an.

»Ja?«

»Ich erklär Ihnen mal den Süden.«

Das kam überraschend. Aus der Distanz ist es immer einfach, mit Kennermiene zu behaupten: »So und so läuft das in Afrika«, oder: »China befindet sich im Umbruch.« Doch dass mir jemand direkt vor Ort kurzerhand eine gesamte Region in allen Einzelheiten erklären wollte, das hatte ich so noch nicht erlebt.

»Ich bin nur auf der Durchreise. War noch nie hier. Bin ein Yankee, haha.«

»Hab ich doch gleich gemerkt, so wie Sie reden«, antwortete er. »Und an dem Nummernschild an Ihrem Auto hab ich's auch erkannt.«

Ich stellte mich vor, und er streckte mir seine freie Hand entgegen.

»Ich heiß Wendell Turley. Hab ne Firma hier in Gadsden. Die Karre da is meine. Alles selber gemacht.«

Er meinte die Karosserie seines alten olivgrünen Pickups, die über und über mit braunen und grünen Ahornblättern verziert war.

»Tarnung«, erklärte er. »Damit fahr ich immer zur Jagd.«

»Gibt es denn hier viel Wild?«

»Jede Menge.«

Jetzt bemerkte ich, dass auf seiner vorderen Hemdtasche der Slogan »*Roll Tide Roll*« aufgestickt war. Das ist der Schlachtruf des Footballteams der University of Alabama, das von den Einheimischen leidenschaftlich unterstützt wird. Einige gehen sogar so weit, dass sie sich ein scharlachrotes A auf den Hals tätowieren lassen, um als Fans erkennbar zu sein. Nun, »Fan« ist eben nicht ganz zufällig die Kurzform von »Fanatiker«.

»Und, was wollten Sie mir über den Süden erklären, Wendell?«

»Ich werds Ihnen sagen ...«

Für einen Reisenden – der obendrein noch vorhatte, über seine Reise zu schreiben – war ein Mann wie Wendell eine willkommene und gern gesehene Zufallsbekanntschaft: geduldig, freundlich, mitteilksam, gastfreundlich und humorvoll in seiner Art. Ein wahrer Segen – vor allem für jemanden, der sich in der Gegend nicht auskannte, insbesondere spätabends in einer menschenleeren Seitenstraße.

»Was zum Kuckuck ...«

Er konnte nicht weitersprechen, denn jetzt hielt neben uns ein tiefergelegter, ziemlich verrosteter Chevrolet. Die Fenster waren heruntergelassen und die Musik laut aufgedreht.

Get a glimpse of a nigga

Bet your bitch put her lips on a nigga

We in the strip for the paper

Have these niggas just waiting for a favor ...

Ein Mann mit einer speckigen Baseballcap, deren Schirm zur Seite gedreht war, schwang seine Beine aus dem Wagen und stieg aus – der Motor lief, die Tür stand offen, und die Musik dröhnte noch ein wenig lauter. Der Bezug des Fahrersitzes war so zerschlissen, dass an einigen Stellen die Polsterung heraushing.

Wendell machte große Augen, und leise, als ob er mich beruhigen wollte, sagte er zu mir: »Ich kenn den Mann da.«

Der Mann da hatte gerötete Augen, war unrasiert und sah einigermaßen bedrohlich aus. Doch als er Wendell sah, salutierte er unbeholfen und zeigte uns seine Zahnlücken.

»*What's going on?*«, sagte der Mann, als er Richtung Minimarkt marschierte.

»*How y'all doin'?*«, antwortete Wendell.

»*It's all good, brother.*«

»*I hear ya.*«

Wir warteten, während der Lärm aus dem Auto ohrenbetäubend weiterdröhnte und in den nachtschwarzen Bäumen rings um den Parkplatz widerhallte. Es dauerte geraume Zeit, bis der Mann mit der schiefen Kappe – einen Sixpack Bier unter dem Arm – wieder aus dem kleinen Laden kam, sich schwerfällig in sein Auto fallen ließ, kurz zurücksetzte und dann mitsamt dem Geheul in der Dunkelheit verschwand.

»Was wollten Sie gerade sagen, Wendell?«

»Ich will Ihnen was vom Süden erzählen«, sagte er. Und dann beugte er sich ganz dicht zu mir heran und sagte betont langsam: »Wir sind anständige Leute. Nicht so gebildet wie ihr oben aus'm Norden. Aber anständig. Und gottesfürchtig.« Blinzeln suchte er offenbar nach einem Beispiel und fügte dann hinzu: »Ob's Gott gibt oder nicht – für solche Fragen braucht man Bildung.«

»Wahrscheinlich«, pflichtete ich bei.

»Wie auch immer. Im Süden fragen wir so was nicht. Aber wir sind anständige Leute.« Dann straffte er sich, stellte sich noch ein Stück aufrechter hin und äußerte mit großem Nachdruck einen weiteren Gedanken: »Kein Mensch im Süden – schwarz oder weiß, ganz egal – würde 'nem Gast zu Hause nichts zu essen anbieten, was Warmes, 'n Sandwich, paar Erdnüsse oder so.« Langsam und bestimmt ergänzte er: »Sie geben Ihnen zu essen, Sir.«

»Verstehe.«

»Und wieso?«

»Sagen Sie's mir.«

»Weil's sich's so gehört.«

»Das ist Gastfreundschaft«, sagte ich.

»Das ist Gastfreundschaft! Und wenn Sie wieder in Gadsden sind, dann kommen Sie bei mir und Sandy vorbei, und dann essen wir was zusammen.« Er legte mir seine freie Hand auf die Schulter. »Ich kenn Sie zwar nur kurz, aber ich merk, Sie sind 'n gebildeter Mann. Ihr seid anständige Leute. Ich fahr dann mal los und erzähl's Sandy.«

Und dann riet er mir noch dringend davon ab, in Gadsden zu übernachten. Auch ein Stück weiter in Collinsville sollte ich nicht bleiben, sondern noch zwanzig Meilen weiter bis nach Fort Payne zu fahren, wo es ein viel besseres Motel gebe. Wenn ich jedoch das nächste Mal hier wäre, dann würden er und Sandy mich gern zu sich einladen.

»In welcher Richtung liegt denn Fort Payne?«

Wendell hob den Kopf, schaute in die Dunkelheit zu der kaum erkennbaren Auffahrt und deutete mit dem Kinn in die entsprechende Richtung.

Was Wendell gesagt hatte, selbst wie er meine Schulter umklammert hatte, beeindruckte mich. Ich musste an die vielzitierten Zeilen aus William Faulkners *Absalom, Absalom!* denken: »*Erzähl mir was vom Süden. Wie es dort aussieht. Was sie dort machen. Warum sie dort leben. Warum sie überhaupt leben.*« Faulkner, der unbestrittene Meister des vielschichtigen Erzählens, versucht in mehreren Anläufen diese Fragen zu beantworten. Doch Wendell hatte auf seine Weise eine ebenfalls sehr überzeugende Antwort darauf gefunden, und so fuhr ich ein Stück unbeschwerter in die Nacht.

Dieses Erlebnis gleich zu Beginn meiner Reise hellte meine Stimmung beträchtlich auf. Es war eine von vielen Begegnungen, die mir zeigten, wie der Reisende direkt nach seiner Ankunft in den hiesigen Lebensrhythmus eintaucht, wenn der Süden ihn auf subtile Weise

willkommen heißt und ihn schon bald voll und ganz in seinen Bann zieht.

Road Candy: Reisen in Amerika

Die meisten Reiseerzählungen – vielleicht sogar alle, die Klassiker eingeschlossen – berichten von den Mühen und Glücksmomenten, die damit verbunden sind, wenn sich jemand von einem fernen Ort an einen anderen begibt. Es geht um die Herausforderung, ans Ziel zu gelangen, und die damit verbundenen Verwicklungen. Von Interesse ist dabei der Weg, nicht so sehr das Ziel, und meist steht der Reisende – vor allem dessen Stimmungslage – im Zentrum des Geschehens. Ich habe es zu meinem Broterwerb gemacht, mich selbst auf meinen Reisen zu porträtieren. Und viele andere Autoren schreiben ebenfalls auf ganz traditionelle Weise Reiseliteratur, in der ein Ich-Erzähler im Mittelpunkt steht. V.S. Naipaul hat den Reisenden in seinem Buch *In den alten Sklavenstaaten* recht scharfsinnig als jemanden bezeichnet, der vor einem fremden Hintergrund seine Position bestimmt.

Doch in Amerika zu reisen ist vollkommen anders als irgendwo sonst auf der Welt. Ganz zu Beginn meiner Erkundungen des Tiefen Südens suchte ich einen Lebensmitteladen in einer Kleinstadt von Alabama auf, wo ich mir etwas zu trinken kaufen wollte. Eigentlich hatte ich vor allem deshalb dort angehalten, weil das Geschäft so bodenständig und anheimelnd aussah. Es befand sich in

einer Nebenstraße und schien lediglich aus verwitterten Brettern zusammengenagelt. Ein rostiges Coca-Cola-Schild prangte an der Hausfront. Auf der kleinen überdachten Veranda stand eine Bank, auf die ich mich setzen, meinen Durst stillen und mir Notizen machen konnte. Der Betreiber eines solchen Ladens konnte nur jemand sein, der aufgeschlossen und redselig war.

Ein Mann mit Kappe, um die sechzig, stand hinter dem Verkaufstresen und begrüßte mich, als ich den Laden betrat. Ich nahm eine Limo aus dem Kühlschrank, bezahlte die Flasche und sah an der Kasse, dass auf der Theke zahllose bauchige Glasbehälter standen, die an Goldfischgläser erinnerten und mit einzelnen Bonbons gefüllt waren. Schlagartig fühlte ich mich an meine Kindheit erinnert und zurückversetzt in einen Gemischtwarenladen namens Sam's Store, der sich um 1949 in meinem Heimatort Medford, in Massachusetts, an der Kreuzung zwischen Webster und Fountain Street befand. Dort standen auf dem Tresen ebenfalls solche Gläser, bis obenhin voll mit Süßigkeiten.

»Als ich noch ein Kind war«, sagte ich, »haben wir das Penny Candy genannt.«

»Road Candy«, antwortete der Mann, der mir freundlich zugehört hatte. »Kann man unterwegs naschen.«

»Road Candy« klang für mich nach dem perfekten Ausdruck für den Genuss, der einem die Fahrt durch den Tiefen Süden bescherte, für das, was ich sah, was ich

erlebte, die Freiheit beim Reisen, die Begegnungen mit den Menschen, was ich dabei lernte.

Über tadellos instand gehaltene Straßen von einem Ort zum nächsten zu rauschen ist so herrlich und einfach. Doch sollte man dabei nicht dem Trugschluss erliegen, dass die guten Straßen ein Beleg für den Wohlstand sind und Amerika leicht zu bereisen ist. Paradoxe Weise enden viele amerikanische Straßen in Sackgassen. Die eigentliche Herausforderung besteht also darin, anzukommen, und das in einem Land, das einen starken Hang zur Improvisation hat und eine tiefsitzende Verachtung für Vorschriften jeglicher Art. Doch Amerika sollte sich für mich als ausgesprochen zugänglich erweisen – durchaus im Gegensatz zu seinen Bewohnern, denn diese sind weitaus verschlossener als alle anderen Nationalitäten, denen ich auf meinen Reisen begegnet bin.

In Amerika reist man derart komfortabel, dass sich eine Reiseerzählung nicht lange mit der Beschreibung der eigentlichen Fortbewegung aufhalten kann, also mit dem, was oft den Kern von Reiseliteratur ausmacht. Man befindet sich in der Lage des Prinzen Husein aus *Tausendundeiner Nacht* mit seinem fliegenden Teppich, »der zwar unansehnlich ist, jedoch solche Eigenschaften besitzt, dass, wenn sich einer darauf setzt und auch nur in Gedanken den Wunsch hegt, irgendein Land oder eine Stadt zu besuchen, er sogleich sicher und bequem dorthin getragen wird«.

Eine gefährliche oder unwegsame Straße kann durchaus das Thema einer Reise sein, das Reisen mit einem fliegenden Teppich eher nicht. Im klassischen Reisebericht geht es im Grunde immer noch um die Nacherzählung der *Odyssee* - in moderner Funktionskleidung -, es geht um die Hindernisse, die sich dem Helden in den Weg stellen, und um die glückliche Heimkehr. Das beginnt in der Neuzeit mit Büchern wie *Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland* des japanischen Dichters Matsuo Bashō aus dem 17. Jahrhundert, trifft zu auf Werke wie Francis Parkmans *Der Oregon-Treck* von 1849 und auf die großen Reiseberichte unserer Zeit mit den störrischen Kamelen in Wilfred Thesigers *Brunnen der Wüste*, den mörderischen Schlammpfaden in *Kongofieber* von Redmond O'Hanlon und den Fußmärschen eines Bruce Chatwin in dem Buch *In Patagonien*. In Reiseberichten geht es generell um das mühsame Erreichen eines Zielorts.

In Amerika hingegen ist das Reisen praktisch ein Spaziergang, der jede Beschreibung überflüssig macht.

V.S. Naipaul beschreibt in seinem Buch über das Reisen in den Südstaaten das Land als groß, vielfältig und auch teilweise wild. Doch alles sei standardisiert worden, das Land stelle für den Reisenden keine Herausforderungen bereit. In einem Reisebericht könne es daher nicht um die Straßen oder die Unterkünfte gehen. Weiter schreibt er, dass Amerika nicht fremd genug sei. Eine Aussage, die mit Vorsicht zu genießen ist, denn auf seiner Reise durch den Süden beschränkte sich Naipaul auf die größeren Städte,

und sein Hauptthema waren die noch heute spürbaren Auswirkungen der Sklaverei. Als hilfreiche Erkenntnis fügt er hinzu, dass Amerika zu bekannt, zu häufig fotografiert, zu ausführlich beschrieben sei und wenig Gelegenheit für unkonventionelle Erfahrungen biete.

Man kann sich natürlich künstliche Hindernisse schaffen und in Pseudoheldentum schwelgen, wenn man seine Erzählung unbedingt nach klassischem Vorbild anlegen will, dem zufolge Reiseschriftsteller viel leiden müssen, Not und Angst ausstehen und absonderliche Rituale über sich ergehen lassen müssen. Viele Autoren tun dies, selbst in diesem sorgenfreien Land. Ich betrachte ihre Bücher als Schilderungen von Pseudostrapazen.

Pseudostrapazen

Manche in Amerika angesiedelte Reiseberichte haben ein gewisses Maß an Erfolg, weil sie erschreckende, gefährliche und riskante Abenteuer vortäuschen, in denen es angeblich um Leben oder Tod geht. Dieses pseudoheldenhafte Genre wurde möglicherweise von Henry David Thoreau begründet, der – obgleich zweifelsohne ein genialer Literat – sich nach seinem Harvard-Abschluss von den Eltern aushalten ließ und die meiste Zeit im Haus der Familie verbrachte. Zeit seines Lebens (er starb im Alter von nur vierundvierzig Jahren) hatte er gesundheitliche Probleme. Insofern war es keine Übertreibung, als er 1843 in seinem Tagebuch festhielt, dass er ein kränkliches Nervenbündel sei, das wie ein welkes Blatt zwischen Zeit und Ewigkeit hänge.

Damals war er sechsundzwanzig und litt an chronischer Bronchitis, Stimmungsschwankungen und wiederholten Schüben der Schlafkrankheit. Obwohl er ein Loblied auf die Natur sang und das Wandern pries, war er alles andere als ein »Naturbursche«. Bekanntermaßen wagte er im Alter von achtundzwanzig Jahren ein Experiment mit der Abgeschiedenheit und baute sich in Massachusetts am Seeufer des Walden Pond eine Blockhütte. In diesem Zusammenhang wird er häufig als Einsiedler beschrieben,

der ein einsames Leben in der Wildnis führte. In Wahrheit war er jedoch nur gut anderthalb Meilen von seiner Mutter entfernt, die ihm Essen brachte und seine Kleidung wusch. Wenn er nicht gerade las oder schrieb, vertrieb er sich die Zeit mit Freunden und Bekannten beim Heidelbeersuchen.

Am Walden Pond las Thoreau unter anderem *Taïpi* von Hermann Melville. In dieser farbenfrohen Beschreibung Hawaiis und einer Fahrt mit einem Walfänger im Pazifik desertiert Melville gemeinsam mit einem Kameraden von diesem Schiff, und die beiden finden anschließend Zuflucht auf den abgelegenen Marquesa-Inseln. Dort erlebt er eine idyllische Romanze mit einer grazilen Inselschönheit:

»Fayaweh und ich lagen im Boot, die zarte Schöne setzte von Zeit zu Zeit die Pfeife an die Lippen und blies die milden Tabakwölkchen von sich, die ihr frischer Atem noch duftender machte ...«

Thoreau - zwei Jahre älter als Melville - konnte nicht wissen, dass der Autor sein Inselerlebnis arg glorifiziert hatte und keineswegs vier Monate, sondern lediglich vier Wochen auf den Marquesas gewesen war. Doch Melville fand mit diesem Buch großen Anklang, und das ausgelassene Abenteuer in diesem fernen, unverdorbenen und fremden Winkel der Welt (mit Kannibalen, Wassernymphen und Nacktheit) beeindruckte auch den zölibatär lebenden und unter Bronchitis leidenden Mann am Walden Pond zutiefst. Zumal er einige Jahre zuvor von der einzigen Frau, die er je liebte, zurückgewiesen worden

war. Nach einem Jahr in Einsamkeit drohte ihm endgültig die Decke auf den Kopf zu fallen.

Zum Teil als Antwort auf *Taïpi* und aus dem leidenschaftlichen Wunsch heraus, ein eigenes Abenteuer in der Wildnis zu erleben, über das er dann ebenfalls schreiben konnte, begab sich Thoreau auf eine umständliche Reise nach Maine. Mit dem Zug fuhr er zuerst nach Boston, dann weiter nach Portland, dann mit dem Dampfer den Penobscot River hinauf nach Bangor, wo er auf einen Vetter und zwei Holzhändler traf. Die vier reisten zusammen mit einer wackeligen Postkutsche ins Landesinnere nach Mattawamkeag. Von dort aus ging es mit dem Kanu noch etwa fünfundzwanzig Meilen weiter bis zum North Twin Lake. Thoreau war begeistert von den dortigen Wäldern, die er als wild und undurchdringlich beschrieb, wie sie wohl auch die ersten Siedler erlebt haben mussten. Eine vergleichbare Wildnis hatte er noch nicht erlebt.

Er war überwältigt von der Natur. Endlich hatte er etwas gefunden, das ähnlich wild, ursprünglich und voller Gefahren war wie Melvilles Marquesas. Die kleine Gruppe wanderte durch den Wald bis an die unteren Hänge des Mount Kathadin. Thoreau bestieg diesen Berg allein, wobei er sich – so sagt er – wie Prometheus fühlte. Die Besteigung des Kathadin inspirierte ihn zu einer hinreißenden Beschreibung über die Schönheiten der Natur.

»Die Natur war hier etwas Wildes und Ehrfurchtgebietendes, und doch schön. Ich sah mit